



Ihr habt

Gehört die Kunde
Vom Fräulein wel-
ches tief
In eines Waldes
Grunde
Manch hundert
Jahre schlief.

Den Namen der Wunderbaren
Vernahmt ihr aber nie:
Ich hab ihn jüngst erfahren:
Die deutsche Poesie.

Uhland.



Der Alpenjäger.

Willst du nicht das Lämmlein hüten?
Lämmlein ist so fromm und sanft,
Nährt sich von des Grases Blüthen,
Spielend an des Baches Rausch.
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Zagen auf des Berges Höhen!“

Willst du nicht die Heerde locken
Mit des Hornes munter'm Klang?
Lieblich tönt der Schall der Glocken
In des Waldes Lustgefang.
„Mutter, Mutter laß mich gehen,
Schweifen auf den wilden Höhen!“

Willst du nicht der Blümlein warten,
Die im Beete freundlich steh'n?
Draußen ladet dich kein Garten;
Wild ist's auf den wilden Höh'n!
„Laß die Blümlein, laß sie blühen:
Mutter, Mutter, laß mich ziehen!“

Und der Knabe ging zu jagen,
Und es treibt und reißt ihn fort,
Rastlos fort mit blindem Wagen
An des Berges finstern Ort;
Vor ihm her mit Windesschnelle
Fliehet die jätende Gazelle.

Auf der Felsen nackte Klippen
Klettert sie mit leichtem Schwung,
Durch den Riß geborst'ner Klippen
Trägt sie der gewagte Sprung;
Aber hinter ihr verwegen
Folgt er mit dem Todesbogen.

Mit des Sammers stummen Blicken
Fleht sie zu dem harten Mann,
Fleht umsonst, denn lospudrücken
Legt er schon den Bogen an;
Plötzlich aus der Felsenspalte
Eritt der Geist, der Bergesalte.

Und mit seinen Götterhänden
Schützt er das gequälte Thier.
„Mußt du Tod und Sammer senden,“
Ruft er, „bis herauf zu mir?
Raum für Alle hat die Erde!
Was verfolgst du meine Heerde?“ —

Friedrich v. Schiller.

Paulinzelle.

In friedlich stillen Waldeshallen,
Auf grünem Wiesengrund,
Des Nachts viel fromme Geister wallen,
Wol um die zwölfte Stund';
Sie ziehen hin zu heil'ger Stelle
Und singen alle leis
In der Ruine Paulinzelle
Des Himmels höchsten Preis:
Ave Maria!

Vom altersgrauen Thurme summet
Die Glocke dumpf und schwer,
Bis plötzlich wieder sie verstummet
Und sich nicht rühret mehr.
Wol leuchtet noch des Mondes Helle,
Doch lechter Orgelklang,
In der Ruine Paulinzelle
Verhallt der Lobgesang:
Ave Maria!



Der Priester steht vor der Gemeinde
Mit bleichem Angesicht;
Darüber hängt mit hellem Scheine
Der Mond als ew'ges Licht.
Dann schreitet von des Altars Schwelle
Die hohe Procession
In der Ruine Paulinzelle
Bei heh'rem Orgelton:
Ave Maria!

Nach Mitternacht im Morgenwinde
Die Geister geh'n zur Ruh'.
Im Klosterhof die alte Linde,
Die flüstert bang dazu.
Es kräuselt sich der Teich zur Welle,
Das Schilf ist sanft umweht:
In der Ruine Paulinzelle
Steigt auf noch ein Gebet:
Ave Maria!

Müller von der Werra.

Der Rosenstrauch zu Hildesheim.



Bei Hildesheim im nahen Wald
Der laute Ruf der Jagd erschallt,

Fort über Stock und über Dorn
Den flücht'gen Renner treibt der Sporn;

Doch schneller flieht das Wild einher
Vor Kaiser Ludwigs sicherem Speer.

Und jetzt — was hemmt des Rosses Lauf?
Was ruht der Knappen Troß zu Hauf?

Verloren ward im raschen Flug
Ein Kleinod, das der Kaiser trug.

Ein Kreuzlein war's von hoher Art,
Das fromm und treu er stets gewahrt,

Denn mit des Goldes hellem Schein
Hüllt' es ein heilig Wunder ein.

Und traurig mit der Diener Troß
Lenkt jener um sein schnelles Ross,

Und folgt der Spur von Hufes Schlag,
Ob er sein Kleinod finden mag.

Am Baum, vom Abendgold umsäumt,
Des Himmels zarte Blüthe träumt.

Und seh'! umkränzt vom weißen Rand
Ragt dort ein Stücklein grünes Land,

In seiner Mitt' in Frühlingspracht
Ein Strauch voll frischer Rosen lacht,

Und ganz von ihrer Bier umrankt,
Am Strauch des Kaisers Kreuzlein schwankt.

Der aber neigt sich demuthreich,
Vom Zweige löst er es zugleich,

Drückt dankend es an seine Brust,
Der Himmelsfügung sich bewußt. —

Und bei des nächsten Tages Schein
Stellt Meister und Gefell' sich ein,

Geschieden durch des Kaisers Wort —
Der weist sie zum Walde fort:

„Wo in des Forstes tiefftem Grund
Der Herr that seine Allmacht kund,

Aus Schnee und Eis die Rose schaut,
Ein schmuckes Kirchlein mir erbaut,

Das unverfehrt im Felsgestein
Die Wunderblume schliesse ein.“

Und fröhlich nach des Meisters Wink
Nagt sich die Arbeit frisch und sink,

Im Walde bricht die Wand sich Bahn,
Schnell steigt das Kirchlein himmelan,

Und eh' die erste Kerche singt,
Ein frommes Lied darin erklingt.

Und am Altare treu gepflegt
Der Strauch stets neue Blüthen trägt,

Und breitet durch das ganze Haus
Die zarten Arme liebend aus.

Der harte Stoff will Blume sein,
In Blüthen neigt sich das Gestein,

Schon ist von Rosen Dach und Wand,
Der Thurm bis an den Gnauf umspannt,

Und ganz vom Frühlings Schmuck umwebt,
Das Kreuz im blauen Himmel schwebt.

V. v. Eichhart.



Waldeinsamkeit.

Is stumme Tempelsäulen ragen
Die mächt'gen Stämme aus dem Moos;
Die regungslosen Wipfel tragen
Geheimnißvolle Ruh' im Schooß.

Kein Hauch, kein Laut! — In Ast und Zweigen
Da schläft es, wie ein banger Traum,
Es ist, als pflanzte sich das Schweigen
Im tiefen Wald von Baum zu Baum.

Am Boden, zwischen Dorn und Ranken,
Ein üppig' blüthenreiches Kraut,
Und nirgends Wicken, nirgends Schwanken,
Wie's gern ein Dichterauge schaut.

In Moos und Flechten brüdet leise
Ein wunderfamer Waldesduft;
Es schwellt und dehnt geheimer Weise
Der Odem Gottes rings die Luft.

Die Sonne sinket und es dunkelt
Auf weitem, baumbedecktem Plan,
Der Widerschein des Abends funkelt
Die hohen Stämme warm hinan.

Ein Mönch in tief verlor'nem Sinnen
Sitzt tief in Waldes Einsamkeit,
Gedanken zieh'n, Gedanken spinnen
Ein Netz aus längst verharr'tem Leid.

Es schweben vielerlei Gebilde
An seiner Seele Blick vorbei,
Doch eins nur ist ein Bild der Milde,
Die andern Blut und Kriegsgeschrei. —

Ihm denkt, er seh' in duf't'ger Bläue
Ein liebestrahlendes Gesicht,
Aus dessen Augen glüh' die Crene,
Die in des Herzens Tiefen bricht.

Ein Lächeln auf dem süßen Munde,
So schwebt sie winkend erdenwärts,
Und ach, der Mönch gedenkt der Stunde,
Wo noch ein heller Born sein Herz.

Das sind dieselben blonden Locken,
In denen er so oft gespielt.
Die Wangen, die er süß erschrocken
So oft an seiner Stirn gefühlt.

O könnt' er ewig steh'n und schauen
Dies holde Bild aus ferner Zeit,
Er wollte neue Himmel bauen
Aus seinem längst verharr'ten Leid.

Doch bald in stiller Exterkammer
Gewahrt er einen Todtenschrein,
Und d'rinnen liegt, o Herzensjammer!
Die minnigliche Blume sein.

Und als der Mönch im Todtenschreine
Die jugendfrische Maid geschaut,
Da fiel der kargen Thränen eine,
Die nur ein Männerauge thaut. —

Als bald erhob sich in den Zweigen
Ein Flüstern und ein leises Weh'n,
Es war, als tanzten einen Reigen
Die guten Geister ungesch'n.

Der Mönch mit tiefgeneigtem Haupte
Verließ die grüne Einsamkeit,
Und als der Herbst den Wald entlaubte,
Begrub man ihn und auch sein Leid.

Er liegt an jenem Buchenbaume,
Wo unter'm dichtgewölbten Dach
Sein Herz im süßen Liebestraume
So oft von seiner Bertha sprach.

W. Herchenbach.

E. Krüger.



Waldeinsamkeit.



Ritter und Mönch.

Es war ein Ritter, tapfer und fest,
Der war des Kämpfens müde worden,
D'rum trat er in einen frommen Orden,
Da schloß sein Lebens Rest.
Ave Maria.

Der Ritter kein Paternoster wußt'
Und kein Gebet zum Trost im Leben;
Da ward ein Meister ihm gegeben,
Bei dem er beten lernen mußt':
Ave Maria.

Doch hat er also schwer gemerkt,
Daß er, wie sehr er sich thät' plagen,
Nur die zwei Worte lernte sagen,
Die Manchem schon das Herz gestärkt:
Ave Maria.

Die sprach er nun zu jeder Zeit
Vom Morgen, bis es Abend worden,
Ein treuer Bruder in dem Orden,
Mit großer Herzensinnigkeit:
Ave Maria.

Und als er nun entschlafen war,
Ein stiller Greis, ein Lebensmüder,
Da sangen ihm die frommen Brüder,
Das klang gar sanft und wunderbar:
Ave Maria.

In kühler Erd' er Ruhe hatt',
Eine Lilie wuchs aus seinem Munde,
Die gab vom frommen Schläfer Kunde,
In Golde glänzt auf jedem Blatt:
Ave Maria.

Julius Hammer.



Heinrich der Vogler.

Herr Heinrich sitzt am Vogelherd
Recht froh und wolgemuth,
Aus tausend Perlen blinkt und blüht
Der Morgensonne Gluth.

In Wief' und Feld und Wald und Au
Horch! welch' ein froher Schall!
Der Lerche Sang, der Wachtel Schlag,
Die süße Nachtigall!

Der Staub wallt auf, der Hufschlag dröhnt,
Es naht der Waffenklang:
„Daß Gott, die Herrn verderben mir
Den ganzen Vogelfang!

Ei nun, was gibts?“ — Es hält der Troß
Vor'm Herzog plötzlich an,
Herr Heinrich tritt hervor und spricht:
„Wen sucht' ihr da, sagt an?“



Herr Heinrich schaut so fröhlich d'rein:
„Wie schön ist hent' die Welt!
Was gilt's, hent' gibt's 'nen guten Fang!“
Er lugt zum Himmelszelt.

Er lauscht und streicht sich von der Stirn
Das goldgelockte Haar;
„Et doch, was sprengt denn dort herauf
Für eine Reiterschaar?“

Da schwenken sie die Fähnlein bunt
Und jauchzen: „Uns'ren Herrn!
Goch lebe Kaiser Heinrich! Goch
Des Sachsenlandes Stern!“

Dies rufend knien sie vor ihn hin
Und huldigen ihm still,
Und rufen als er staunend fragt:
„'s ist deutschen Reiches Will!“

Da blickt Herr Heinrich tiefbewegt
Hinauf zum Himmelszelt.
„Du gabst mir einen guten Fang!
Herr Gott, wie dir's gefällt.“

Isch. Kerpomuk Vogl.

Die getrene Alte von Husum.

„In köstlich Winterfest gibt's hent'!“
 So tönt's in allen Straßenecken,
 Der Morgensonne Strahlen wecken
 Ganz Husum auf zur hellen Freud'.
 Vom Nordstrand her das Eis so klar
 In all' die jungen Augen flimmert —
 „Ein' Festsaal gibt's, wie ihn fürwahr
 Kein Meister schöner hat gezimmert!“

Sie durch den Frost in Spiel und Scherzen.
 Ja Alles, Alles zog hinaus
 Mit seinen Freunden, seinen Lieben,
 Nur in dem kleinen Schifferhaus
 Ist ganz allein zurückgeblieben
 Ein altes, krummes Mütterlein;
 Der müden Augen träuber Schein,
 Die dürre Hand, die welken Wangen



Man schlägt die Bette lustig auf,
 Und Jung und Alt zieht nach dem Eise
 Zu Tanz und Spiel und Schlittschuhlauf.
 Es laben sich an Trank und Speise
 Die Alten, und die Jungen eilen
 Dahin gleich leicht beschwingten Pfeilen.
 Die Geige klingt, die Flöte ruft;
 Wie warmer Hauch der Sommerluft,
 So zieht die Lust der jungen Herzen
 Frisch durch des Wintertages Pracht,
 Und hell, wie Kerchensjabel, lacht

Nicht mehr zur Lustbarkeit verlangen
 Der Festgenossen dort beim Mahl,
 In ihrem hellen Wintersaal.

So sitzt sie still am Ofen hier
 Und Gott ist ganz allein bei ihr,
 Die Uhr nur ticket an der Wand,
 Der Sperling pickt am Fensterrahmen
 Den von ihr hingestrenten Samen.
 Sie nimmt das Bibelbuch zur Hand,
 Und ernst das Auge d'rauf gebeugt,

Läßt sie die Stunden still verrinnen
Im Lesen, Beten, frommen Sinnen;
Doch manchmal auch an's Fenster keucht
Sie hin und spähet durch die Scheiben.
Hoch auf dem Damm liegt frei das Haus,
Und weithin kann sie seh'n hinaus
Auf's Eis und in das frohe Treiben.

Ihr blonder Frith ist auch dabei,
Ihr liebstes Enkelkind, ein Knabe
Von sechzehn Jahren, keck und frei,
Necht ihrer alten Augen Labe;
Und wenn die kalte Luft ihr bringt
Den Klang der Flöten und der Geigen,
Dann denkt sie, wie der Junge springt
Fest fröhlich dort im Festesreigen.
Und um das Herz wird's ihr so warm,
Als wenn sie selbst noch einmal wieder
Sich wiegte in des Liebsten Arm
Im Mädchenkranz und blanken Nieder.

Das ist wol lange, lange her! —
Den Mann, den Sohn verschlang das Meer,
Die Tochter ruht im kühlen Grabe,
Das kleine Haus, in dem sie oft
Gewartet hat, gezaht, gehofft,
Ist ihre ein'ge Erdenhabe;
Ihr blonder Frith soll's einmal erben,
Wenn's mit ihr kommt zum sel'gen Sterben.

Schon lange stieg der Mond empor
Und glänzt so hell, fast wie die Sonne,
Noch in des Winterfestes Wonne;
Und heller klingt der Lieder Chor
Zum alten Mütterchen herüber,
Das still jezt an dem Fenster steht
Und achtsam in die Ferne späht,
Und dessen Blicke immer trüber
Auf einem kleinen Wölkchen liegen,
Das dort im Westen aufgestiegen.

Die wol erfahr'ne Schifferfrau
Sie kennt zu gut nur, zu genau
Das kleine, böse Wetterzeichen,
Des Sturmes Bote, der so schnelle
Losreißt das Eis der Meereswelle.
O, weh! halt um die Stirne streichen

Fühlt sie ihn schon wie Grabeshauch —
Ach, seh'n wol die da d'rüber auch
Das böse Wölkchen, das so dicht
Sich schon zusammen zieht am Himmel?
Das ihr gleich einem Schreckgesicht
Du drohen scheint nach dem Gewimmel
Der Fröhlichen dort auf dem Eise,
Und um sie zieht des Todes Kreise.

„Ach, könnt' ich doch ein Zeichen geben,
Wie nah' Gefahr euch droht und Tod!“
So seufzet tief in bitt'rer Noth
Die alte Frau, die schwer sich heben
Vom Stuhl nur kann, sie ist so lahm,
Kann kaum noch bis zur Thüre schleichen,
Ihr Bett nur mühsam mehr erreichen;
Dwar in die welke Hand schon nahm
Ein Tüchlein sie und ließ es weh'n
Doch Keiner, Keiner hat's geseh'n! —

Sie ruft, sie schreit, so laut sie kann,
Den armen, schwachen Odem zwingend,
Daß er hinsiege, Warnung bringend;
Doch wie von einem Zauberbann
Scheint dort die frohe Schaar umfassen,
Der Liebe Ruf, dem Todesbängen,
Entgegen schallen wie zum Spott
Nur immer hell're Freudentöne —
O, Gufums Töchter! Gufums Söhne!
Du frische Jugend — Gnad' dir Gott! —
O, wie du tanneist sorgenlos
In deines nahen Grabes Schooß!
Kommt denn kein Engel her, zu warnen
Wo euch Verderben will umgarnen,
Das schnell, wie sich bewegt der Reiger
Dort an der Uhr, euch all' erreicht,
Das, drohend wie ein dunk'ler Geier,
Schon schaurig durch die Lüfte streicht? —

Die treue Alte ist gesunken
Auf ihren harten Ofensitz
Und starret in des Feners Funken;
Da fährt es plötzlich wie ein Blitz
Durch ihre bange Seele — ha!
Das hat der Herr ihr eingegeben!
„Das überseh'n sie nicht! — ja, ja!
Es soll gesch'eh'n!“ — Die Lippen beben

Der alten Frau, wie sie es spricht
Und blässer wird ihr Angesicht,
Doch stark und muthig bleibt ihr Herz;
Das oft ertragen Sturm und Schmerz,
Das halb ja schon im Grabe weilet
Und seht ohn' Baudern sich beeilet
Zu retten, was dem Leben theuer.
Sie hebt sich mühsam von der Bank
Und facht wieder an das Feuer,
Das schon zur lehten Kohle sank;
Es soll fortan sie nicht mehr wärmen,
Doch warum soll sie d'rum sich härmern?
Die Liebe brennt im Herzen ihr
Wol stärker als die Flamme hier.

Noch einmal blickt sie ernst und stumm
Sich in dem kleinen Stübchen um,
Wo gnädig ihr der Herr gegeben
Ein friedlich', unbeslecktes Leben.
Dann nimmt getrost sie einen Spahn
Und pündet ihn am Feuer an
Und steckt ihn tief in's dürre Stroh
Des Lagers, das so lang getragen
Der alten, müden Glieder Plagen.

Schnell flammt empor es lichterloh
Und lecht hinauf an dem Gelände
Der Fenster, durch die leichten Wände
Des Stübchens fährt es hin, und jach
Schlägt hoch die Flamme durch das Dach,
Weit leuchtend hin in heller Pracht,
Wie eine Fackel durch die Nacht.

Die Alte ist auf Fuß und Hand
Gekrochen über ihre Schwelle,
Ach, nicht so sicher und so schnelle
Als ihres Häusleins Todtenbrand!
Doch schonen sie die gier'gen Flammen
Und in dem kalten Schnee zusammen
Sinkt sie und sieht in frommer Ruh'
Dem Brande ihres Opfers zu.

Bald auf dem Eise Jeder schant
Den Schein, der hell von Gufum schimmert
Und blutigroth am Himmel flimmert,
Und „Feuer — Feuer!“ ruft es laut
Aus Aller Mund „es brennt, es brennt!
Nach Gufum fort!“ — man fährt und rennt,

Im wirren Durcheinandereilen —
Und Keiner mehr will länger weilen.

Schnell steht der Festsaal öd' und leer,
Doch kaum der Lehte ist vom Eise,
Da fährt der Sturm schon über's Meer
Und spielt eine rauh're Weise,
Als die hier eben erst verklungen;
Schnell hat er ihrer Gast entrunken
Die wilde, leicht gereizte Ginth,
Die in des Eises Banden ruht.
Horch — horch! wie sie da unten grollt
Und immer stärker aufwärts rollt! —

O, treue Alte sei gepriesen,
Dass du den Rettungsweg gewiesen!
Rasch bricht herein die finst're Macht,
Der Elemente Borneswuth,
Des Meeres troh'ger Kampfeswuth.
Das bricht und knattert, dröhnt und kragt!
Wie dumpfen Donner hört man rollen
Geran die fernen Eiseschollen,
Die wilden fessellosen Wogen
Läßt stürzen, wie ein Kriegesheer,
Aus seinem off'nen Schooß das Meer;
In einem Nu hinabgezogen
Ist all' der leichte Feststand:
Die Zelte, Bänke, Schlitten, Wagen,
Die kaum die Fröhlichen getragen,
Sind schneller, als man kehrt die Hand,
Im wilden Strudel fortgetrieben
Und von des Sturmes Faust zerrieben.

Die Fliehenden erstarrt und stumm
Steh'n auf dem Wege still und schau'n
Nach dem verlass'nen Plah sich um,
Und Dank, gemischt mit Todesgrau'n
In allen Herzen, flieh'n sie weiter.
Den Mond, der kaum so hell und heiter
Gelacht mit ihnen und gefeiert,
Hat rabenschwarze Nacht umschleiert;
Doch hält sie auf dem Weg verbündet
Der heil'gen Liebesfackel Brand,
Der ihnen leuchtet, von der Hand
Der treuen Alten angezündet:
Das Flammendach, wie in dem Sturm
Dem Schiffer winkt des Meeres Thurm;
Und ahnend dringt's durch jede Brust
Was dieses Licht verhängen sollte,

Und Jeder hat es jezt gewußt,
Was sein getreues Winken wollte.
„Großmutter's Haus!“ so ruft der Fröh,
Der Erste, der den Raun beschritten
Des Brand's mit seinem schnellen Schlitten;
„Verhört der sel'gen Eltern Sitz!
Großmütterlein! und wo bist Du?“
Da weht ihm durch den Nachtwind zu
Ein Laut, durchbebt von Glück und Weh —

Und wärmt die todeskalten Wangen
An seinem jungen Angesicht.

„Vergib, daß ich dein Haus verbrannt,“
So flüstert sie an seinem Herzen,
„Ich hatte keine and'ren Herzen,
Und lahm, weißt du, ist Fuß und Hand;
Für Husum hab' ich's hingegeben,
Für Husum und dein liebes Leben!“



Th. Menckens 1809.

Man sucht — und sieh'! da sitzt im Schnee
Zusammen fest in sich gehauert
Die treue Alte, frostdurchschauert.
Von Furcht und Zweifel wol gequält,
Die Schritte sie der Nah'nden zählt:
„Sie kommen! — her hat sie getrieben
Mein Feuerchen! — nun, Gott sei Dank!
Und ist auch Keiner dort geblieben?
Ist Keiner, der im Meer versank? —
Ob wol der Fröh? —“ die Stimm' ihr bricht —
Es hält der Enkel sie umfassen

Gelöscht indeß hat man die Flammen,
Das kleine Häuschen sank zusammen,
Und als der letzte Balken kracht,
Da hebt man auf die treue Alte
Und trägt auf einer Bahre sacht
Sie durch die Nacht, die sturmeskalte,
Auf weich'res Lager sie zu legen,
Zu decken sie und sanft zu hegen
Die müden, halb erstarrten Glieder.
So lieblich ruhte sie wol nie.
Mit einem Segenswunsch für sie

Legt Alles sich in Gufum nieder,
Und jede Mutter sorgt, daß falle
Ihr Kind sein Händchen für die Alte.

Es tobt der Sturm sich aus die Nacht
Und auf die kleine Brandeskätte

Ließ sie auch dieses Häuslein leer
Und wohnte d'rinn nicht länger mehr.
Die Engel haben sie getragen
Hinauf zur gold'nen Gottesstadt,
Die viel der festen Häuser hat,
Und wo auch ihr eins aufgeschlagen



Der Morgen schaut mit milder Pracht,
Noch als man zu der Alten Bette
Hintritt, da liegt ihr Leib gestreckt;
Vom letzten Sturmeschlag geschreckt

Stand von des höchsten Meisters Hand,
Das nicht verheeret Sturm und Brand,
In dem der ew'gen Heimath Frieden
Als Lohn der Treue ihr beschieden.

Katharina Diez.

Childe Harold.

Seine starke, schwarze Barke
Segelt trauervoll dahin.
Die vermunnten und verstummen
Leichenhüter stehn d'rin.

Todter Dichter, stille liegt er,
Mit entblößtem Angesicht;
Seine blauen Augen schauen
Immer noch zum Himmelslicht.

Aus der Tiefe klingt's als riese
Eine kranke Wrenbrant,
Und die Wellen, sie zerschellen
An dem Kahn, wie Klagelaut.

Heinrich Heine.



Zwei Harfen.

Durch der Seele Tiefen klingend,
Weht in mir ein Harfenpaar,
Graufend tönt das Spiel der einen,
Das der andern sanft und klar;
Zwei der Kräfte, die sich hassen,
Gaben ihnen Klang und Laut,
In den Saiten wettet diese,
Jene küßt' sie leis' und traut.

Wie von Fels auf Felsbett stürzend
Wild der Katarakt erdröhnt,
Wie wenn Donnerkeile rasen,
Dumpe es durch die Bergschlucht stöhnt,
Wie der Sturz der fessellosen
Schneelavin' im Thal verhallt,
Also auch die eine Harfe
Mir im Busen dröhnend schallt.

Doch wie über Rosenhaine
Daphne haucht den Morgenkuss,
Wie aus fernen, fernen Welten
Der Geliebten leiser Gruss,
Wie bei Nacht sich's still harmonisch
In Cypressenwipfeln regt,
Tönt der andern Harfe Kispeln,
Bart von milder Kraft bewegt.

Hätte doch die beiden Kräfte
Gleiches Streben hold vereint!
Unbesiegtbar, unversöhnbar
Bleiben sie sich ewig feind;
Bis die letzte Sait' in Trümmer,
Jede Harf' in Staub zerbricht,
Dann beseiden sie sich nimmer,
Aber, ach — sie können nicht!

Anasthus Grün.



Wo eine Freude an die Brust der andern,
Und wo der Gram an's Herz der Liebe fällt,
Da laß uns heiliger vorüber wandern,
Da feiert eine Engelwelt.
Sei hochbeseitigt oder leide,
Das Herz bedarf ein zweites Herz,
Getheilte Freud' ist doppelt Freude,
Getheilter Schmerz ist halber Schmerz.

Chr. A. Tiedge.



Der Löwenwärtler.

O Löwenwärtler, kühner Mann,
 Von heißer Sonne gebräunt,
 Mir grant, wenn ich dich kosen seh'
 Mit deinem furchtbaren Freund!
 Doch grant mir mehr vor deinem Aug',
 Als vor des Löwen Blicke,
 Es grollt, wenn du der Heimath denkst,
 Dem Leben und Geschehe.

Jetzt streichelt dem Genossen er
 Das zottige Mähnenhaar,
 Jetzt schlingt er seinen braunen Arm,
 Ihn um den Nacken gar;
 Und jetzt, wie ist sein brennend' Aug'
 Auf einmal mild geworden! —
 Soldat' Schmerzensange zähmet wol
 Der Wüste wildeste Horden.

Es sinket das Haupt ihm auf die Brust,
 Als wär' es schwer und müd'
 Von eines Gedankens lastender Qual,
 Der ihm das Hirn zerglüh't;
 Auf seinem stummen Munde zuckt
 Ein tiefes, unendliches Wehe;
 Der Löwe schaut ihn traurig an,
 Als ob er ihn verstehe.

Mit dumpfem Heulen schmiegt er sich
 An den betäubten Mann,
 Und bietet ihm den gewaltigen Leib
 Dem weichen Polster an.

Wie schlummertrunken streckt er sich
 Und athmet, stille liegend,
 Mit seines Hauches Ebb' und Fluth
 Den Freund zur Ruhe wiegend.

Der träumt vom duft'gen Palmenhain
 In seinem Vaterland, —
 Wo seine Bambushütte still
 An kühler Quelle stand;
 Doch plötzlich fährt er stöhnend auf,
 Die bleiche Lippe bebte,
 Auf der mit einem Jammerlaut
 Ein fremder Name schwebte.

O friedeloser Fremdling du,
 Bewinge nun dein Herz!
 Soll eines Löwen starker Freund
 Vergeh'n in feigem Schmerz?
 Hör' auf zu grollen dem Geschick,
 Weil es die Rose pflückte,
 Die einen schönen Lenz hindurch
 Dich schmückte und beglückte.

Die Blüthe süßer Liebeslust
 Vergeht, wie alles Blüh'n;
 Doch wenn aus theurem Aschenstaub
 Die letzten Funken sprüh'n,
 Dann zeige, daß dein Herz nicht mehr
 Die Feuerprobe scheue, —
 Das ist der echte Löwenmuth,
 Das ist die echte Treue!

Julius Hammer.



Des Räubers Bekehrung.

ein rothes Gold verstreutend,
 Neigt sich des Tages Strahl;
 Ernst steht der Wald, wie dräuend
 Seht er den Fuß zu Thal.
 Der Reiher stößt vom Kolke,
 Die Schwalbe streicht am Sumpf,
 Und über'm Wald die Wolke
 Von schwarzem Krähenvolke
 Brächzt durch die Wipfel dämpf.

Den scheuen Schritt beellet
 Der wegemüde Mann;
 Kein ländlich' Kind verweilet
 In Dicksicht mehr und Tann'.
 Ein Dämmern d'rein sich breitet —
 Ein Kauschen wandelt mit;
 Der Fuchs nach Raub entgleitet
 Und tief im Walde schreitet
 Der lauernde Bandit.

Dort hält er am Gesteine,
 Der Räuber und sein Hund;
 Wie still im rothen Scheine
 Die Eiche ruh'n im Grund!
 Er sieht die Gluth entfärben,
 Noch zucken hier und dort —
 „Blut“, spricht er leise, „sterben“ —
 Und pfeift mit einem derben
 Pfiff die Gedanken fort.

Noch die Gedanken greifen
 Und halten ihn im Bann,
 Er läßt die Blicke schweifen
 Verloren ab und an.
 Wie fremd erscheint die Gegend

Im gelben Widerschein.
 Kein Blättchen sich bewegend,
 Kein Hauch die Flügel regend —
 Allein! er ist allein.

Ein Bauber webt im Grunde,
 Ein Bauber an den Höh'n;
 Nachklingt verklung'ne Kunde
 Von Tagen fern und schön.
 Er will ein Lied sich pfeifen:
 „War einst ein Schütze gut“ —
 Doch irr' die Töne greifen,
 Doch wirr' die Blicke schweifen
 Fernab in Waldeshut.

„Das schlanke Reh zu jagen,
 Das gab ihm hecken Muth —
 Nun liegt der Mann erschlagen —
 Das ist ein ander' Blut.
 Im Tann' des Försters Leiche“ —
 Der Räuber pfeift nicht mehr;
 Er lehnet an der Eiche,
 Das Haupt gesenkt, das bleiche —
 Wie ist die Luft so schwer!

Da regt sich's ihm zu Füßen;
 Dumps schlägt die Dogge an.
 Er läßt die Stirne büßen
 Der Träume schweren Bann.
 „Still, Narr, sei still!“ Es zittert,
 Es hebt der Hund voll Wuth
 Den breiten Kopf und wittert —
 Horch! fern ein Ton erzittert —
 „Blut, Nero, Menschenblut!“

Des Hundes Augen funkeln,
 Gluthräder, rollend auf —
 Pf! aus des Waldes Dunkeln
 Jetzt deutlich klingt's herauf.
 Stumm lehnen sie am Gange —
 Die Zeit rückt schleichend vor —
 Der Hund, geduckt zum Fange,
 Der Räuber an die Wange
 Gelegt das Feuerrohr.



„Dem Teufel Dank! zur Stunde
 Noch kommt der rechte Fang:
 Des Krämers Thier, im Grunde
 Beladen zieht's entlang!“ —
 Man hört es lispelnd streichen,
 Ein Klingeln dann und wann. —
 „Laß uns das Wild umschleichen!
 Merk' wol, mein Hund! die Zeichen
 Und stelle deinen Mann!“ —

Jetzt um den Vorsprung biegend
 Nah — näher — Schritt um Schritt!
 Mit Pulsen, wild und fliegend,
 Erhebt sich der Bandit:
 „Halt! so dir lieb dein Leben!“
 Vorspringt der Mordgefell;
 Er will die Büchse heben —
 Da faßt er krampfhaft eben
 Noch in des Hundes Fell.

Hat ihn ein Bliz getroffen?
 Hat ihn ein Schlag gefällt?
 Das Auge, reglos offen,
 Auf der Erscheinung hält.
 Kein Manthier, das beladen
 Mit Schätzen zieht entlang:
 Auf des Berufes Pfaden,
 Das Sakrament der Gnaden,
 Des Glöckleins frommer Klang.

„In des Erlösers Namen!“ —
 Ruft eine Stimme lind,
 Und aus der Säume Rahmen
 Vortreten Mönch und Kind.
 Der Vater, wie zum Segen,
 Hoch hebt er die Monstranz;
 Kühn schreitet er entgegen
 Dem Tod auf dunklen Wegen,
 Umlenktet schon vom Glanz.

Ein Paternoster lange
 Der Alesnerknabe lallt,
 Doch mit gewalt'gem Klange
 Des Priesters Stimme schallt:
 „Hinweg, du Nachtgefährte!
 Es schmachtet nach dem Heil
 Der wunde Senn' der Heerde
 Geb' Gott, daß ihm noch werde
 Der Gnade süßes Theil!“

Und fürbass will er ziehen,
 Da faßt es ihn am Kleid,
 Da stöhnt's an seinen Kneen,
 „Auch mir — Garmherzigkeit!“
 Der Priester neigt die Spende,
 Das hehre Gotteslicht —
 Der Räuber, ob es blende,
 Er kniet und schlägt die Hände
 Verwehrt vor's Gesicht.

„Gelobt sei“ — spricht der Vater —
 „Gelobt sei Jesus Christ,
 Der Heiland, der vom Vater
 Den Sündern kommen ist!“ —
 Was ferner sie gesprochen
 Allein der Wald vernahm.
 Der Räuber liegt gebrochen;
 Des Mönches Schläfe pochen,
 Sein Aug' umdunkelt Gram. —

Geendet ist die Beichte.
 Ward Gnade ihm verlieh'n?
 Der Priester, der erblickte,
 Er neigt sich über ihn.
 Und da sich Beide trennen,
 Der Eine wandelt sacht
 Dort, wo am Haus des Sennen,
 Die gold'nen Lichter brennen,
 Der And're in die Nacht. —

Friedr. Ludwig.

Schlangenkönig.



In Forst von Eys, am tiefen See
 Erglüh't die Mittagshunde;
 Die hundertjährigen Eichen steh'n
 Verschlafen in der Kinde.

Kein Kästchen geht, man hört von fern
 Den Specht in Waldesmitten;
 Da kommt der Spielmann durch den Busch
 Der braune Gesell' geschritten.

Er trägt ein Wamms von Flicken bunt,
 Trägt Farr'nkrautblüth' am Güte,
 Sein schwarzes Auge bliht und lacht,
 Er singt mit lachendem Muth:

„Ich bin des grünen Waldes Kind;
 Die Thierlein kennen mich alle.
 Woher ich komme, das weiß der Wind,
 Der Wind, wohin ich walle.“

Des Bauern lach' ich hinter'm Pflug,
Des Grafen hoch im Saale,
Mein Truchseß ist der Brombeerstrauch,
Mein Schank der Quell im Thale.

Er zieht hervor die Pfeif' aus Rohr,
Den Klang versucht er leise;
Fremdartig durch die stille Luft,
Verlockend schwillt die Weise.



Im Winter schlaf' ich bei dem Fuchs,
Im Lenz auf sonnigen Rasen,
Und wird die Weile mir lang' einmal,
So heb' ich an zu blasen!"

Sie jauchzt wie wirbelnder Lerchenschlag,
Sie klagt wie Unkengestöhne,
Wie Kinderjubil und Todesqual
Lachen und weinen die Töne.

Und wie er sanft und sanfter bläst,
Da regt sich's in den Büschen,
Da kommt es geschlüpft durch's hohe Gras
Mit leisem Kiesel und Bischen.

Jetzt hebt sich vom Boden ein grünes Haupt
Auf grünem, gleißendem Rücken,
Zwei Augen glüh'n wie Edelgestein
Und funkeln vor Entzücken.

Das ist die Schlangenkönigin,
Sie kommt bezaubert vom Schalle,
Und hinter der Alten wie Heeresgefolg'
Die Nattern des Waldes alle.

Sie schließen den Kreis gleich wie zum Reih'n,
Und ringeln und züngeln vor Wonne,
Um ihre schillernden Leiber spielt
Durch's Laub der Strahl der Sonne.

Und sieh', nun schlüpft um des Spielmann's Hals
Die Königin zärtlich und leise,
Er kennt das Liebkosen der Freundin schon
Und bläst die schmelzendste Weise.

Doch als des Schall's ihm dünkt genug,
Da setzt er vom Munde die Pfeife;
Die Schlange, wonnegefättigt, löst
Langsam die glänzenden Reife.

Und gleitet hinweg durch's wogende Gras
Und sucht ihr Nest in den Tannen;
Die Schwestern schießen ihr rauschend nach,
Der Spielmann wandert von dannen.

Er singt: „Ich bin des Waldes Kind,
Die Thierlein kennen mich alle;
Woher ich komme, das weiß der Wind,
Der Wind, wohin ich walle!“

Emanuel Geibel.



Waldfräulein.

In einer freien Stelle
Im tiefen Eichenwald,
Wie glänzte da so helle
Des Waldfräuleins Gestalt!

Und wie die andern Eichen
Also erschien sie ganz;
Doch thät' ihr jede weichen
An Herrlichkeit und Glanz.

Ihr Leib war stolz und prächtig;
Sie trug ein grünes Kleid;
Die Krone stark und mächtig,
Der Eichen ihr Kronengeschmeid'.

Ihr Haar war eichenblättern;
Eichhörnchen aus dem Hain
Gar ernsthaft kam mit Klettern,
Haarnadel ihr zu sein.

So stand sie da, o Wonne,
Mit Augen hell und klar
In Eichen und Morgensonne
Und strahlte ihr gold'nes Haar.

Und über alle Gipfel
Der Wälder sah sie weit
Und schüttelte ihre Wipfel —
Die Fee Waldeinsamkeit.

Heinrich Heine.

Jung Sigurd.

Jung Sigurd war ein Wikinger, stolz,
Der fuhr in den Sturm mit Lachen,
Und schwang er die Lanze von Eschenholz,
Da mußten die Schilde zerkrachen.
Die Traube von Chios, das Gold von Byzanz
Begehrte sein Herz, und sein Hammer gewann's.

Doch priesen die Freunde den blühenden Leib
Der Nömerin, die sie gefangen,
Und lobt' ihm ein And'rer sein ehrlieh Weib,
Das daheim sein harrete mit Sagen,
Und sprach ihm von Liebe und Liebesgluth —
Laut lachte Jung Sigurd wie brandende Fluth.

„Mein schwellendes Segel hat weisere Brust
Als eure Buhlen, ihr Schelme,
Mir ist kein Weiberange bewußt
So licht, wie der Stein hier am Helme,
Und lüftet nach lieblicher Süße mein Mund,
So schlürf' ich den feurigen Wein von Burgund.

Ja, stiege von Asgard, strahlend und licht,
Mir Freya selber hernieder,
Ich höb' um all' ihre Schönheit nicht
Empor meine Augenlider,
Und wenn mein Aug' ihres Anblick's begehrt,
Wollt' ich nie mehr schauen Schild und Schwert.“ —

Und sie landten am öden Felsenstrand
In der heißen Mittagssonnen —
Jung Sigurd einsam streift durch's Land,
Da hört er den rieselnden Bronnen,
Und als er schreitet zum Quellenrand,
Da steht ein Mädchen im Bettlergewand;

Verhüllt das Haupt und der Nacken war,
Weiß glänzen die nackten Füße,
Aus dem Schleier floß goldglänzendes Haar,
Ihre Stimme, die klang viel süße,
Und als sie den Krug ihm freundlich bot —
Da wurden die Wangen ihm bleich und roth:

Und es wallte sein Blut und sein Herz schlug laut,
Und er rief: „O lege geschwinde,
Daß dich mein verlangend' Auge schaut,
Vom Haupte die hüllende Binde:
Aus Mantel und Schleier, wie strahlt es licht,
Wie hold muß erst strahlen dein Angesicht.“

Und er zieht und bittet und zerret und fleht —
Da rief sie: „Dir werde dein Wille!“
Und der Mantel fällt und der Schleier verweht —
Da wurde Jung Sigurd stille, —
Denn Freya erkannte er vor sich steh'n,
Wie sie hoch in Walhalla die Himmlischen seh'n.

Von den Schläfen wallte das goldene Haar,
Roth glänzten die runden Wangen,
Ihre großen Augen schimmerten klar,
Wie zwei Sonnen, frisch aufgegangen,
Und den Nacken umschloß das gold'ne Geschmeid',
Das der Ammuth allmächtigen Banber verleiht.

Jung Sigurd starrete auf sie hin,
Da sprach sie zu ihm gewendet:
„Du schautest des Himmels Königin, —
Fortan sei dein Auge geblendet,
Und es werde vollendet dein trohig' Wort:
Wie schauest du Schild und Schwert hinfort.“

Und es ließ der Blinde von Schwert und Schild,
Und begann die Harfe zu schlagen:
Doch es schuf das reine, göttliche Bild
Seine Nacht zu leuchtenden Tagen,
Und es konnte vor ihm kein Sänger besteh'n,
Denn er hatte die Göttin der Schönheit geseh'n.

Felix Dahn.

Joseph Fay.



Jung Sigurd.

Bauberblick.

Die Burg, die liegt verfallen
In schöner Einsamkeit,
Dort saß ich vor den Hallen,
Bei stiller Mittagszeit.

Es ruhten in der Kühle
Die Rehe auf dem Wall
Und tief in blauer Schwüle
Die sonn'gen Thäler all'.

Denn in dem Fensterbogen
Eine schöne Frau stand,
Als hütete sie droben
Die Wälder und das Land.

Ihr Haar, ein gold'ner Mantel,
War tief herab gerollt;
Auf einmal sie sich wandte,
Als ob sie sprechen wollt'.



Tief unten hört' ich Glocken
In weiter Ferne geh'n,
Ich aber mußt' erschrocken
Zum alten Erker seh'n.

Und als ich schauernd lauschte —
Da war ich aufgewacht
Und unter mir schon rauschte
So wunderbar die Nacht.

Träumt' ich im Mondesglimmer?
Ich weiß nicht, was mir graut,
Doch das vergeß' ich nimmer,
Wie sie mich angeschaut!

Josef Freiherr v. Eichendorff.